

Wozug's Preis
In Halle und Umgebungen 2,50 M
In den übrigen Provinzen 3 M für das
Abonnement. Die Zeitung ist gratis
erhalten, wenn möglich 2 Mal.

Halleische Zeitung.

Kunze's Gebühren
Die bei den Postämtern zu zahlende
Postgebühren für Halle am Tag-Post-
amt betragen 1/4 M für die Zeitung
und 1/4 M für die Beilage.
In den übrigen Provinzen betragen
die Postgebühren für die Zeitung
1/2 M und für die Beilage 1/4 M.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Halle a. S., Montag 30. März 1896.
Redaktion und Expeditio in Halle, Leipzigerstraße 67.
Drucker: G. W. Gieseler, Leipzigerstraße 67.

Rückblicke.

Im folgenden Seiten, im schönen Napoli, weist augenblicklich
das deutsche Kaiserpaar mit den ältesten beiden Bräutigamen
und dieser Besuch, durch den erneut der ungeländerte Fortbestand
des auf die dauernde Erhaltung des europäischen Friedens
gerichteten Freundschaftsbündnisses, wie es der Dreieinig festgelegt
hat, zum Ausdruck gebracht wird, giebt der Bevölkerung des
angrenzenden Landes willkommenen Gelegenheit, in elementaren
Anknüpfungen ihren Dank auszudrücken für das warme
Mitgefühl, das in Deutschland bei der Nachricht von der Heirat
bei Abu überall zu Tage getreten war. Wenn auch ein
besonderer dringlicher Sinn nicht vorliegt, der gerade im
gegenwärtigen Augenblick Grund zu einer Manoevertrennung
geben haben könnte, umso mehr als wieder das intime politische
Verhältnis der Dreieinig nach irgend einer Richtung
hin eine Erziehung erfahren noch auch irgend eine Vertriebenheit
der politischen Auffassungen in den leitenden Berliner, Wiener
und römischen Kreisen sich ergeben hat, so bleibt dennoch die
Reise Kaiser Wilhelm's nach Italien immerhin charakteristisch.
Denn einmal beweist sie, daß es ein Herzensbedürfnis unseres
Kaisers ist, zu befinden, daß weder durch die jähren
Krisen und Krisen, die brandsand an dem Feld der
italienischen Macht emporklimmen, noch auch durch den
Wiederkehr der italienischen Fragen, die beiden
Bräutigamen beeinträchtigt werden können. Andererseits dürfte es
nicht minder den Italienern daran gelegen sein, ihrerseits zu
bestimmen, daß die Festigkeit des Bundes mit Deutschland durch
den Kaisertriumph, der mit Recht in seinem Vaterlande
als die politische Verkörperung der deutsch-italienischen Freundschaft
gilt, nicht geschwächt wird und daß die Belohnung
nicht begründet ist, der innenpolitischen Wechsel könne die
Stabilität der italienischen Politik in den großen Fragen berühren,
welche die Aufrechterhaltung des Friedens in Europa gewährleisten.
Daher die inipathische Haltung Deutschlands mehr als
alles andere die Popularität der Dreieinigspolitik in Italien
erhöht hat, das heißt aber jeden Zweifel, wie es nicht minder
klar in den Meinungen der italienischen Presse zu Tage
getreten ist, daß die schließlich abbrechenden Auslassungen der
französischen Tagesorgane den Franzosenhohn in den weitesten
Kreisen der Bevölkerung zu heller Wut angefaßt haben.
Dag dem so ist, dafür boten die Debatte bei der
Beratung des für die Fortführung der Kolonialpolitik geforderten
Kredits von 140 Millionen im Senate, einen willigsten
Beweis durch den scharfen Ausfall, der daselbst gegen das Land
erfolgte, das Italien an Zivilisation keineswegs übertrifft, aber
die Unterstützung der Feinde Italiens ungehindert betreibt. Im
Verlaufe boten die Debatte das unerwartete Schauspiel, daß
sich Mitglieder des jetzigen und des früheren Kabinetts in zum
Teil nicht wenig gewöhnlicher Form gegenseitig die Verantwortung
für die gegenwärtige Lage in Syrakusa auszusprechen
versuchten. Interessant war es, daß der jetzige Minister des
Auswärtigen, Herzog von Serravallo, aus dem die Interessen
Italiens und Englands in Afrika feststehenden Vertrag
von 1891 die Ursache mittelste, daß Italien, falls England
den ägyptischen Sünden zurückzuerstern sollte, Kapota an
England wieder abzutreten habe — ein neuer Beleg dafür,
wie schlaue England versteht, die Kräfte anderer Länder für seine
Interessen dienlich zu machen.
Der in der Downing-Street unternommene Versuch, auch
Deutschlands Kraft in Pakt zu nehmen, um einen Trumpf
gegen Rußland und Frankreich auszuspielen zu können, ist
den Herren Herren seitens des Kanals allerdings nur zum Teil
gelingen. Thatsache ist es zwar, daß Deutschland im Orient
als zur Aufrechterhaltung des Friedens eine Zustimmung dazu
erhält hat, daß dem Kaisertriumph der Vermaltung der
ägyptischen Staatsschuld 10 Millionen Mark entnommen werden,
um diese Summe England zwecks Wiederherstellung
der von diesem im Jahre 1884 preisgegebenen Subanbestimmungen
zur Verfügung zu stellen. Diese Koncession Deutschlands
hängt aber lediglich damit zusammen, daß durch den englischen
Donalag die Möglichkeit gegeben ist, den Italienern Vitz zu machen.
Mit welchem Recht Lord Chamberlain an vergangenen Mitt-
woch im englischen Unterhaus erklären konnte, daß England jetzt
nicht nur die Freundschaftsverbindungen Italiens, sondern
auch Deutschlands und Österreichs zurückgenommen habe,
und daß es mit seiner „abnehmenden Vereinigung“ ein Ende sei,
ist in keiner Weise ersichtlich noch auch erspürbar, wie dieses
uns toeben von sehr eingetretener Seite bestätigt wird,
der thatsächlichen Verhältnisse. Man denkt in der Westminster-
tribüne in Berlin nicht daran, den britischen Gesellen, uns
wieder mit der allseitig platonischen Freundschaft
Englands zu beglücken, mit der Berücksichtigung entgegenkommen,
daß man bereit ist, John Bull die Kaffianen aus
dem Feuer zu holen. Deutschland wird stets nur deutsche
Politik treiben und die Engländer können es sich nicht oft genug
klar machen, daß die Zeiten, in denen der selige Caprioli seine
Verhandlungen vor dem Auslande machen und dem deutschen
Mittel die wärmende Taufe ausgoß, bios damit die Herzen
Nachbarn nicht zu Feinden brauchen, längst vorüber sind und
daß keinesfalls die Aussicht in größere Nähe gerückt werden
kann, daß der deutsche Reichswagen noch einmal in den
Gelenken des Capriolis Kurtes sich fesseln werde. Vestigia
tarant!

wäre: bleibt er oder nicht, sondern höchstens nur die: Wie
lange bleibt er noch? Herr Berthelot, dessen Interesse mehr
den exakten Wissenschaftler als der Politik gebort, hatte von
Anfang an wenig Luft, den Breiloch für die Festschlage
der französischen Politik und Diplomatie zu spielen. Eben-
wenig Luft aber verpürten schon lange die politischen und
parlamentarischen Kreise der französischen Republik,
dem bisherigen Leiter der auswärtigen Geschäfte ihres
Landes zu folgen. Schon von vornherein war der
berühmte Gesandte den Erwartungen verächtlich, weil er erst
kurz vor seinem am 1. November erfolgten Eintritt in das
Ministerium seinen Sympathien für Deutschland unverhohlen
Ausdruck gegeben hatte. Und das jetzt, wo Frankreich in Deutschland
die erhoffte Unterstützung in der englisch-ägyptischen Angelegen-
heit nicht gefunden, Herr Berthelot dafür verantwortlich
gemacht werden würde und die Fingal aus der Hand legen
müsse, war klar. Wie weit die sogenannten „Gesundheits-
rückichten“, die offensichtlich als Grund für Berthelots Rück-
tritt angegeben werden, der Thatsache entsprechen, das ernsthaft
zu erörtern dürfte überflüssig sein. Herr Bourgeois, der
französische Conferenzpräsident, hatte es übrigens mit der Trennung
von Berthelot so eilig, daß nicht weniger als in solchen
Fällen übliche „Erwartungs“-Fest, von zwei bis drei Tagen
angehalten, sondern der unbenommen gemordene Kabinettskollege
über Nacht Junobis werden mußte. Offenbar sah Bourgeois
Gefahr in Bourgeois. Er hat Berthelots Stelle eingenommen,
traut sich also die Möglichkeit zu, die diplomatischen Geschäfte
des Landes erfolgreicher zu leiten, als dieser. Ist er wirklich
der Mann, der „Alles macht“? Er ist ein tüchtiger
Jurist, wohlverfahren in den Geschäften der inneren Ver-
waltung, in der er einen großen Teil seiner Laufbahn
gemacht hat, überdies ein Meister in der Parlaments-
und Fraktionsdiplomatie; Beweis dafür die erstaunliche Thatsache,
daß er sich nun bereits fünf Monate an der Spitze der
Regierung erhalten konnte, wiewohl ihm in Rommer und
Sonntags feindlich gekimmte Mehrheiten gegenüberstanden. Aber
genügt diese Bekanntschaft auch schon für die Leitung der aus-
wärtigen Politik einer Großmacht zu so kritischen Zeitläufen?
Die Frage geht in erster Reihe die Franzosen, in zweiter aber
auch das Ausland an, da von Einigkeit, Takt und Katholikkeit
des Vorters der äußeren Politik Frankreichs unter Umständen
sehr viel für den europäischen Frieden abhängen kann. Zum
Glück wird die auswärtige Politik Frankreichs in der Haupt-
sache gegenwärtig nicht in Paris, sondern in Petersburg ge-
macht, und darin liegt eine Gewähr, daß Herr Bourgeois in
seinen neuen Wirkungskreise nicht allzu viel Schaden anrichten
kann, auch wenn er ihm ebenso wenig gemacht sein sollte,
wie sein Vorgänger. Vielleicht ist die neue Ministerchaft des
vielleichtigen Herrn Bourgeois überhaupt nur ein Zwischenstadium
von kurzer Dauer, denn es ist nicht ausgeschlossen, daß die
ganze radikale Herrlichkeit in Folge des Wüterlosens der gegen-
wärtigen Regierung in der ägyptischen Frage — denn um
diese handelt es sich bei der Dongola-Sache — schon demnächst
in Scherben geht.

Deutsches Reich.

* Der Reichskanzler Fürst Bismarck vollendet morgen
sein siebenundsechzigstes Lebensjahr. Einige Mächte hatten die
Mitteilung gebracht, daß ein besondere Fester dieses Tages
geplant ist. Dem gegenüber wird jetzt offiziös erklärt, daß
Fürst zu Hohenlohe-Schillingsfürst seinen Geburtstag in stiller
Zurückgezogenheit nur in Kreise seiner Familie zu verleben
wünscht.
* Für den Verlauf der schon erwähnten Sitzung des
Herrenhauses am 26. d. Mts. sind vor allem zwei Neben-
sachen bezeichnend, die der Graf Mirbach und Rindowstrom,
die die Nachlage der Landwirtschaft mit einer Verechts-
samkeit geschickt haben, wie sie zu der phrasenhaften Dürftig-
keit der gegnerischen Erwidrerungen im greiften Gegenlage
stand. Graf Mirbach bestritt der Regierung nicht, daß
sie im Unterchied von der des Grafen Caprioli
für die Landwirtschaft sehr viel Wohlwollen der
Worte habe, während die Thaten allerdings
noch immer fehlten. Dies legte der Redner dann im einzelnen
dar, und wir möchten diesen umfänglichen Anstich
fragen, ob Graf Mirbach aber nicht im geringsten über-
trieben, wenn er meinte, daß patriotisch für die Landwirtschaft
nichts gelche, wohl aber immer neue Kräfte kämen, von der
Ablehnung großer Mittel, des Antrages Konig und der Wäh-
lungsfrage nicht zu reden. In diesem Sinne hat sich Graf
Mirbach ausgesprochen; daß eine und die andere scharfe
Wendung dabei vorgekommen ist, giebt er selber zu, wenn Ober-
bürgermeister Strudmann dies aber „heken“ nannte, so war
Graf Mirbach vollkommen im Recht, ihn an den
„Schupverband zur Befämpfung der Liebergrasse des Agrarier-
thums“ zu verweisen. Da könne er lernen, was es heißt zu
„heken“; im Herrenhause ist das nicht der Brauch. Von
hohem Interesse war auch die Rede des Grafen Rindowstrom,
weil er sich sehr gründlich über die Einzelheiten verbreitete,
welche für die Beurteilung der mit dem russischen Handelsver-
trage mehr oder weniger zusammenhängenden Momente maß-
gebend sein müssen, über die man sonst aber etwas Sachliches
erfährt. Wir müssen sagen, daß das Beibrachte, sollte es nicht
niederlegt werden können, für sich allein ausreicht, um die Ver-
tragspolitik um den letzten Rest von Ansehen zu bringen, den
sie etwa noch genießt. Einmal ist aber kein Versuch gemacht
worden, die Behauptungen des Grafen Rindowstrom zu be-
streiten. Die Regierungsbereiter blieben stumm; was sie zum
Schluß über gemischte Transtilliger, Wählerkonten, Zollfreite

u. s. w. sagten, klang sehr allgemein; nicht minder auch, was
der Reichskanzler über die Verhandlungspolitik der Reichsregierung vor-
getragen hatte. Aus allen diesen Aeußerungen hört man nur eins her-
aus: wir möchten wohl, aber wir können nicht, während die liberalen
Oberbürgermeister das wiederholten, was die ergebene Presse
täglich sagt. Das ist einem von ihnen einfallen könnte, nach
den eingehenden Darlegungen des Grafen Rindowstrom über
mangelnde „Sachlichkeit“ zu lachen, konnte allerdings nicht
erwartet werden. Die liberalen Mächte mochten das alles natür-
lich aber mit; von den Gründen, die weder Graf Mirbach noch
Graf Rindowstrom geparkt, wissen sie nichts, für sie giebt es
nur „Gebe“; wenn sie das nämlich nicht selber befragen, dann
nennt man's „um die höchsten Güter kämpfen“.
* Die der „Vrel. Gen.-Anz.“ meldet, daß eine in Bres-
lau stattgehabte Versammlung schlesischer zur Zentrum-
partei gehöriger Landwirthe folgende Resolution
beschlossen:
Die Zentrumstransaktion des Reichstags aufzuheben: 1. für
das Verbot des abformigsten Terminhandels in Getreide und
Mehlprodukten zu stimmen; 2. dem Reichskanzler aufzufordern,
mit der Kündigung der Mitgliedsbeiträge auch die Handels-
verträge mit den vertraglich verpflichteten Staaten einer Revision
zu unterziehen; 3. betreffs der Zukunftsfrage soll die Zentrum-
stransaktion für eine Exportsperre von 3 M., für eine Konsum-
steuer von 2 M. und für eine Kornabgabe von 17 Millionen Doppelcentner stimmend, eine solche die Zentrum-
stransaktion für die Doppelabgabe eintreten. Sollte diese Forderung
von der Zentrumstransaktion nicht beachtet werden, so wird be-
schlossen, eine lapidische Abtheilung des Bundes der Landwirthe
zu konstituieren.
* In einem Artikel: „Das Recht der Kirche an der
Ehehehlung“, den ein evangelischer Geistlicher, der sich
selbst als der positiven Richtung angehörig bezeichnet, ge-
schrieben hat, wird in der „Vrel. Gen.-Anz.“ die Zeitung
„Stellung zu den Heirathen benommen, welche gegen die
obligatorische Kirche gerichtet sind. In dem Aufsätze wird
klar auseinandergesetzt, was des Staates und was der Kirche
ist. Es heißt daselbst:
„Niemand wird bezweifeln, daß die Ehe einerlei ein Rechts-
vertrag ist, der für die Ehehehlenden und ihre Descendenten
gewisse rechtliche, besonders vermögensrechtliche Folgen hat. Für
den Staat ist die Ehe aber daneben eine auf gütiger Einigung
und gültigen Ordnungen ruhende Lebensgemeinschaft, und des
Zweck ist dem Christen so sehr das Wichtigste, daß das Erstere
demgegenüber fast verschwindet. Nun besagt aber das
Baus- und Erbauung des bürgerlichen Gesellschafts durch
nichts weiter als das: Die Ehehehlenden haben, die sie durch
eine geschlossene Ehe (Ehen) ihren Bund als eine christliche
Ehe erklären lassen, vor dem Betreter des Staates, dem
Ehehehlenden, einen bestimmten, gewisse priuatsrechtliche Folgen
nach sich ziehenden Rechtsvertrag zu schließen. Dem die
Trennung durch den Staat ist nicht etwa nur, wie so oft dazwischen
gestellt wird, die Einigung oder tatsächliche Willens-
bekundung der Ehehehlenden, sondern auch der Vater ein Ehepaar,
sondern ihre durch den § 1300 in seiner Weise irrenweise be-
schränkte oder beanstandete Bedeutung ist vielmehr die: Der
Ehehehlende als Betreter der Kirche erklärt die Ehe, welche ohne die
Trennung lediglich ein priuatsrechtlicher Rechtsvertrag ist, auf
Grund der vorangegangenen Bezeichnung der kirchlichen
Ehehehlenden, einen bestimmten, gewisse priuatsrechtlichen, nach
Gottes Ordnung geschlossenen Ehehehlenden.
Nach Prüfung der gegnerischen Einwürfe und deren Wider-
legung sagt dann der Verfasser zum Schluß:
„Das Christentum hat ja auch die Ehe nicht erst geschaffen,
sondern sie vorzufinden als eine Ehebündnisordnung Gottes und
nur mit letztem Charakter erklärt. Es besteht in der Ehehehlenden
Voraussetzungen und mangelnder Arbeit über das Wesen der christlichen
Ehe, wenn viele fromme Christen sich in unseren Tagen für ver-
pflichtet halten, gegen die obligatorische Ehehehlungen anzukämpfen.
Es ist damit ähnlich, als wenn zu dem Ziel einige anglicanische
gläubige Iracellen eine Beziehung ihrer religiösen Pflicht be-
trachten, den Iracellen an den Staat zu stellen, und dort
wie hier lautet Jesu Ermahnung: Gebet dem Kaiser,
was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist.“
* Verbot des Getreideterminhandels. Mehrfache
Aufschriften von Getreideterminhandeln, der Provinz beizügigen
die Thatsache, daß der Kornhandel in der Provinz keinen
Terminhandel braucht, und daß er mit dem Verbot des deselben
vollkommen einverstanden wäre. Vielleicht würde es zweck-
mäßig sein, wenn diejenigen Getreideterminhändler, die gleicher
Art und von der Entbehrlichkeit des Terminhandels durch-
drungen sind, diese ihre Meinung öffentlich zur Geltung
brächten, damit die Behauptung der Gegner, daß der rechte
Getreideterminhandeln irrendwelsches Interesse am Terminhandel habe,
widerlegt werden könnte.
* Deutsches-madagassische Handelsbeziehungen. Wie kürzlich
ermittelt werden ist, erwartet die Reichsregierung eine Anregung
Frankreichs zu einer Neuverlegung der handelspolitischen Beziehungen
zwischen Deutschland und Madagassar, die infolge der Annexion
dieser Insel durch Frankreich überaus wichtig geworden ist. Die deutschen
Beziehungen zu der Soma-Agrierung auf Madagassar waren,
wie die „Madagassische Zeitung“ berichtet, durch das Ab-
kommen vom 15. Mai 1883 geregelt, das im Jahre 1885 die ver-
fassungsmäßige Sanction erhalten hat und in welchem die beiden
vertraglich verpflichteten Teile sich gegenseitig die Behandlung auf dem
Fuße der meistbegünstigten Nationen in allen Beziehungen zuwagten.
Diese Convention, die seitdem in Kraft gewesen ist, hat den Handels-
interessen beider Länder nur der Zeit, soweit die Herrschaft der
Homaregierung reicht, eine genügende Grundlage gewährt. Für
die Einfuhr nach Madagassar kommen insbesondere Textilwaren,
für die Ausfuhr Kaufschuf, Hüte und Waß in Betracht.
Bereits im November 1890, als sich Frankreich des Ein-
paustrerichts gegen die Bestimmungen auszeichnete, wurde die
Einfuhr nach Madagassar ausgesetzt, infolge seiner Selbstherrlichkeit
Madagassar ausgesetzt erhielt, ist zwischen beiden Staaten verab-
redet worden, daß die deutschen Reichsangehörigen in Madagassar
und die französischen Staatsangehörigen in Deutsch-Ostafrika in allen



[Nachdruck verboten.]

U l a n a.

5) Roman aus der Ukraine. Von Dr. G. Ruhe.

Hierauf bedeutete ich dem Unterdirektor, er möge in einen der Säle gehen und ſich überzeugen, ob die eine Maſchine morgen brauchbar ſein würde; ich hielt dieſelbe für reparaturbedürftig. Dann kehrte ich in meine Wohnung zurück, und noch lange drangen die fröhlichen Stimmen der Leute zu mir herauf. Ulana und Maria waren nicht mehr am Thore; denn als ich zum Fenſter hinauſchaute, ſaßen ſie im Garten auf der Bank. Die beiden Mädchen flüſterten leiſe mit einander, ich konnte und wollte ihre Unterredung nicht hören. Erſt als es vollſtändig Abend wurde und in den Fabrikräumen tiefe Stille herrſchte, vernahm ich, wie Marie ihrer Freundin zuredete:

„Singe doch, Ulana!“

„Ich mag jezt nicht ſingen,“ entgegnete Ulana im Flüſter-

tone. „Warum nicht, mein Herz?“

„Weil er es hört,“ antwortete das Mädchen und zeigte, ohne den Kopf zu wenden, mit der Hand nach meinem Fenſter.

„Du haſt Recht, Ulana,“ meinte Maria, „er braucht Deinen Geſang nicht zu hören, ſonſt könnte er ſich noch einbilden, Du ſängeſt um ſeinethwillen.“

„O, Maryſka, mein Täubchen, wenn Du wüſteſt, was hier drinnen vorgeht!“ flüſterte klagend Ulana, und indem ſie beide Hände gegen ihre Bruſt preßte, lehnte ſie ihren Kopf an die Bruſt ihrer Freundin.

Was hat das zu bedeuten? dachte ich, als ich dieſe Worte vernahm und die Handbewegung Ulanas ſah. Iſt das Liebe oder Abneigung? Liebe? . . . Aber liebe ich denn Ulana? Zum erſten Male ſtellte ich mir ernſtlich dieſe Frage. Die beiden Mädchen hatten den Garten ſchon längſt verlaſſen, allein ich ſaß noch immer am offenen Fenſter und ſuchte nach einer Antwort auf meine eigene Frage.

Liebe ich denn wirklich das einfache, ſchlichte Dorfmadchen? Die Nacht neigte ſich ihrem Ende zu, und ſchon ſtammte das herrliche Morgenroth am Himmel, als ich, ermattet von den quälenden Gedanken, meinen ſchweren Kopf auf meine Hand ſtüzte und mit Stöhnen mir ſelbſt das Bekenntniß ablegen mußte, daß ich unter dem Einfluße einer allgewaltigen Leidenschaft ſtand. Mein Herz war noch unberührt, keuſch und rein und hing mit allen Faſern an dem ſchönen, blaſſen Mädchen.

Und der Ort, wo dieſes heiße Gefühl entſtanden, war nicht ein enger Käfig mit vier gleichmäßigen, geſchmückten Wänden, regelrecht getäfelmtem Fußboden und hohen Fenſtern, hinter welchen das Geräuſch und das Getümmel der Straßen und Gaſſen auf- und niederwogt — nein, es war die ukrainiſche Steppe, ſo weit und ſo groß, wie das Auge reicht, umgeben von den blauen Wänden der Mittagſonne, ausgelegt mit dem weichen Teppich des üppigen, grünen Graſes, beleuchtet zur Abendzeit von Millionen von Sternen und belebt von den wunderbar ergreifenden Tiedern, welche Liebe und Leben athmen.

Am jenem Morgen, als ich mir darüber klar wurde, daß ich Ulana leidenschaftlich liebte, tönte mir in den Ohren das Hohngelächter des kalten Verſtandes, doch vor meinen Augen ſtand immerfort das blaſſe Mädchen, die Hände ſchmerzlich gegen die Bruſt preſſend.

Am nächſten Tage begab ich mich wie gewöhnlich in den Saal der Arbeiterinnen. Auf der Schwelle blieb ich wie gebannt ſtehen; denn der Unterdirektor ſtand neben Ulana und ſprach auf ſie ein. Sein Geſicht war häßlich verzerrt und trug den Stempel niedriger Denkfungsart; um ſeine Lippen irrte ein lüſternes Lachen und ſeine grauen, blühenden Augen ruhten lauernnd auf dem blaſſen, ſchönen Mädchen. Ulana ſchien ſehr

erregt und zornig zu ſein. Ich rebete eine der Arbeiterinnen abſichtlich laut an und beim Klange meiner Stimme zuckte der Unterdirektor ängſtlich zuſammen, wandte ſich ſchnell zu mir, verneigte ſich tief, ſtörrte einige unverſtändliche Worte heroor und verließ eiligſt den Saal.

Ich näherte mich Ulana.

„Was wollte der Unterdirektor von Dir, Ulana?“ fragte ich mit feſter, aber doch leiſer Stimme, damit uns Niemand hören ſollte.

Das Mädchen ſah mich mit ſchmerzgefüllten Augen an; an den Wimpern hing eine Thräne.

„Junger Herr, ich kann dieſen Menſchen nicht ausſtehen,“ ſagte ſie mit ungewöhnlicher Energie und ihrer Bruſt entrang ſich ein ſchwerer Seufzer.

„Warum kannſt Du ihn nicht ausſtehen,“ fragte ich mit zornbehebender Stimme. „Hat er Dir Böſes gethan, Ulana?“

„Eine Waiſe kann jeder beleidigen, junger Herr,“ antwortete Ulana leiſe.

„Sei ruhig, Ulana,“ erwiderte ich ernſt, „ſo lange ich hier ſein werde, ſoll Dir Niemand ein Unrecht zuſügen!“

Lange ſchaute ſie mich an, als könnte ſie den Blick nicht von mir abwenden.

„Sie ſind gut, himmlisch gut, junger Herr,“ flüſterte ſie endlich und neigte ſich über ihre Arbeit.

In dieſem Augenblick rief Marie laut und zornig:

„Seid Ihr denn alle toll geworden, daß Ihr ſolche Dummheiten redet?“

Schnell drehte ich mich um und bemerkte, wie einige Arbeiterinnen mich und Ulana beobachteten und leiſe lachend ſich flüſternd über uns unterhielten. Als ich mich umſah, ſchwiegen ſie und machten ſich eifrig an ihrer Arbeit zu ſchaffen. Ich erinnerte mich an die geſtrige Scene und wußte, was dies alles zu bedeuten hatte; die Fabrikleute waren auf mein auffälliges Benehmen gegen Ulana aufmerkſam geworden und Ulana war durch mein Verſchulden der Gegenſtand elender Klatschereien und übler Nachreden geworden. Ich that, als hätte ich nichts bemerkt und verließ den Saal.

Abends traf ich auf einem der Flure, welche nach allen Seiten hin die Fabrik durchkreuzten, Ulanas Freundin, welche ganz allein und in Gedanken verſunken auf und ab ging. Als ſie mich ſah, kam ſie auf mich zu, öffnete ihre Lippen, als wollte ſie etwas ſagen, beſann ſich jedoch, blieb mit finſterem Geſichtsausdruck vor mir ſtehen und ſpielte mit dem Zipfel ihrer Schürze.

„Was willſt Du von mir, Maria?“ fragte ich ruhig.

Maria gewann ihre Faſſung wieder und blickte mich groß an; aus ihren Augen ſprachen Trauer und Vorwurf.

„Entſchuldigen Sie, junger Herr, ich muß mit Ihnen ſprechen. Vielleicht kommt es mir nicht zu, frei mit Ihnen zu reden, und Sie werden mich möglicherweiſe aus der Fabrik fortjagen, aber was ſchadet's ich muß mir dann eine andere Stelle ſuchen! Was wahr iſt, das iſt wahr — Sie handeln ſchlecht, junger Herr, Sie narren Ulana. Denken Sie darüber nach und Sie ſelber werden zugeſehen müſſen, daß Sie Ulana narren.“

Raum hatte ſie unter Thränen dieſe Worte ſchnell heroorgebracht, da verſchwand ſie in der Tiefe des Flurs, ehe ich Zeit fand, ihr eine Antwort zu geben oder eine Frage an ſie zu richten.

Ich ging in meine Wohnung; was ich eben gehört, fiel mir ſchwer aufs Herz. Aber erweckte ich denn wirklich in Ulanas Bruſt Gefühle, welche ſie irren führen konnten? Gewiſſen und Verſtand geboten mir, ſtill zu ſtehen auf dem gefährlichen Wege, welchen ich eingeleitet, damit nicht noch größeres Unglück entſtände.

Eine ganze Woche ging ich deſhalb nicht in den Saal der Arbeiterinnen, eine ganze Woche ſah ich Ulana nicht. Es waren ſchreckliche Tage für mich; immerfort ſtand vor meinen Augen

die blasse, traurige Waise, welche ich dem Spotte und der Bosheit der Menschen preisgegeben hatte. Ihr Herz war vielleicht tief verwundet und kämpfte gegen die aufsteigende Liebe zu mir. Und dann kamen Augenblicke, in welchen mich namenlose Sehnsucht ergriff, und ich wollte zu ihr gehen, möge es sein, wie es wolle, sie sehen, ihr die Hand drücken und ihr tief in die glänzenden, schwarzen Augen schauen. O, welch schwere Kämpfe mußte ich jetzt bestehen! Endlich ließ es sich nicht mehr umgehen; eine dringende Angelegenheit rief mich in die Fabrik. Da sah ich den Unterdirektor in den Frauensaal treten — grimmiger Schmerz packte mich bei seinem Anblick. Ich wußte ja, weshalb er dorthin ging, aber ich konnte es ihm nicht wehren; denn es war seine Pflicht, alle Fabrikräume zu revidiren, zumal da ich solches in den letzten Tagen unterlassen hatte. Voreilig für Umana Partei zu ergreifen und dieselbe in Schutz zu nehmen vermochte ich auch nicht, weil ich vorläufig noch keinen genügenden Anlaß hatte, und ich dadurch nur Veranlassung zu neuem Gerede geben würde, unter welchem das arme Mädchen ohnehin schon viel zu leiden hatte. Aus ganzer Seele war mir dieser heuchlerische Mensch verhaßt, weil er Umana quälte, doch ich mußte meine Gedanken in die Tiefe meines Herzens bannen.

Es war an einem Sonntag Nachmittag; die Arbeiter waren theils ins Dorf gegangen, um ihre Nachbarn zu besuchen, theils saßen sie plaudernd und lachend auf dem Hofe oder vor dem Thore. Erinnerungslos ging ich spazieren und schritt auf die Anhöhe zu, welche sich hinter dem Garten meinen Fenstern gegenüber erhob. Ich war ungefähr zwanzig Schritte von jener Anhöhe entfernt, als ich den Gesang eines Weibes vernahm. Das Herz klopfte mir stürmisch, ich erkannte Umanas Stimme, aber wie hatte sich diese Stimme verändert!

Sie klang tiefer und inniger, denn je zuvor, und aus diesem Tone zitterte ein namenloses Weh. Am Fuße eines Birnbaums sah Umana, mütterseelenallein, das Gesicht von mir abgewandt! In der Hand hielt sie ein Maßliebchen, dessen feine Blätter sie langsam abpflückte, wobei sie eines der tiefergreifenden ukrainischen Lieder sang. Ihr Antlitz konnte ich nicht sehen, aber ihre gebeugte Gestalt sprach so berechtigt von Schmerz und Trauer, daß ich wie gebannt stehen blieb und voll Achtung und Nüchternung diese gramgeknickte Jungfrau betrachtete. Als Umana sämmtliche Blättchen abgepflückt, warf sie den Stengel fort, hörte auf zu singen und seufzte mehrmals schwer und laut.

Tief ergriffen näherte ich mich ihr, doch sie hörte meine Schritte nicht, da sie durch das üppige Gras gedämpft wurden. Ich neigte mich zu ihr nieder und ergriff ihre Hand. Sie zitterte am ganzen Leibe, schrie leicht auf und schaute mich traurig an, während ihre Wangen dunkles Roth färbte. Sie wollte aufstehen, aber ich hielt sie zurück und sagte mit erzwungener Ruhe:

„Liebe Umana, ich werde mich neben Dich setzen.“

Ich setzte mich neben sie unter den Birnbaum und hielt ihre Hand in der meinigen. Die Röthe wich nicht aus ihrem Gesicht, ihr Athem ging schnell und schwer ihre Augen suchten den Boden und ihre Rippen bebten unter heftiger Gemüthsbeugung.

Und sonderbar, früher so leidenschaftlich, war ich jetzt so ruhig, und vormalig so schwach, fühlte ich mich jetzt so stark. Alles Edle in meiner Natur erwachte, das erregte Blut schwoeg vor der Stimme des Gewissens, mit festem Drucke hielt ich ihre Hand und schaute sie mit einem solchen Wohlgefallen an, wie man jemand anzusehen pflegt, nach welchem man sich lang und heiß gesehnt hat.

Nach einer Weile erlangte Umana ihre frühere Ruhe wieder, ihr Gesicht wurde blaß, ihr Athem regelmäßig, und ihre Besorgtheit schwand vollständig. Schließlich erhob sie langsam ihre von langen Wimpfern beschatteten Augen und warf mir einen Blick zu, aus welchem Glückseligkeit und Schmerz, leidenschaftliches Feuer und sanfte Weiblichkeit mir entgegenleuchteten.

„Warum bist Du allein hier, Umana? Wo ist Maria?“ fragte ich, indem ich wohl merkte, daß ich zu ihr in einem ganz anderen Tone sprach, als zu anderen Leuten.

„Ihre Mutter und ihre Schwester sind zu ihr zum Besuch gekommen,“ antwortete sie, „ich wollte nicht stören, und deshalb ging ich hierher, um ein wenig zu singen.“

„Und warum singst Du jetzt nicht mehr im Garten, Umana?“

Indem sie mit ihrer Hand entzog, erwiderte sie mir ruhig und sanft:

„Ich singe am liebsten dort, wo mich niemand hört, junger Herr, und ich bin am liebsten da, wo mich keine Seele sieht.“

„Und woran denkst Du, Umana, wenn Du allein bist?“ fragte ich, indem ich ihr in die Augen schaute, während sie den Kopf auf ihre Hand stützte und mich groß und hell ansah.

„Wer kann aufzählen, junger Herr, all die Gedanken und Träume, welche durch den Kopf einer Waise schwirren!“ entgegnete sie langsam. „Mir kommt die Welt vor, wie ein fremdes Haus; ich habe weder Vater noch Geschwister darin. Mein Dach bilden jene Wolken, welche der liebe Gott für alle Menschen auf Erden geschaffen hat; meine Schwestern sind die Steppenblumen, sie schmiegen sich an mich, wenn ich traurig bin, und wenn ich weine, lachen sie nicht über mich und erzählen nicht mein Leid anderen Leuten, damit diese mich verspotten.“

„Sind Deine Eltern schon lange gestorben, Umana?“ fragte ich mit lebhafter Theilnahme.

„Die Leute sagen, mein Vater wäre gestorben, als ich kaum zwei Jahre alt war, und meine Mutter, meine theure Mutter . . . o, ich erinnere mich ihrer noch, als hätte ich sie erst gestern gesehen! Ich weiß nicht, wie viel Jahre ich zählte, als sie mir entrisen wurde, aber es muß sehr, sehr lange her sein; denn ich war damals so klein, daß man mir noch feinerlet Arbeit anwies; sorglos ließ ich mit Maria auf den Feldern herum und spielte den ganzen Tag.“

„Wo Du bist mit Maria schon lange bekannt?“

„O, sehr lange, junger Herr! Als mein Vater seine Hütte noch hatte, war er ein Nachbar ihrer Eltern, und es soll ihm recht gut gegangen sein. Nach seinem Tode veräußerte meine Mutter Alles, weil Niemand da war, der die Wirthschaft für sie führen konnte. Der Gutsherr schenkte die Hütte einem Andern, und meine Mutter trat bei Mariens Eltern in den Dienst. Der früheren Nachbarschaft sich erinnernd, nahmen sie auch mich in ihre Hütte auf, obwohl ich zu nichts brauchbar war. So bin ich mit Maria aufgewachsen, und nachdem ihre Eltern ebenfalls Alles aufgegeben haben, geben wir zusammen in die Arbeit.“

Während Umana sprach, schaute ich sie zum ersten Male prüfend an und bemerkte die große Veränderung, welche in der letzten Woche, die ich sie nicht gesehen, mit ihr vorgegangen war. Ihre Blässe hatte zugenommen, ihr Gesicht war abgemagert, und die tiefstehenden Augen waren von schwarzen Rändern umgeben. Uebrigens lag in dem unnatürlichen Glanz ihres Blickes und den Schatten, welche sich unter ihren Augen zeigten, ein leidenschaftlicher Ausdruck, ein Beweis, daß in der Brust des Mädchens ein tiefes Gefühl mit der ganzen Macht ihrer heißblütigen Natur getobt haben mußte. Sollte ich vielleicht diesen Schmerz, diesen Kampf verursacht haben? Mein Blut kam in Wallung, und ich warf Umana einen Blick zu. Es war, als hätte sie meine innere Unruhe bemerkt, und als wolle sich mich beruhigen; denn sie sah mich herzlich an und fragte mit sanfter Stimme:

„Warum schauen Sie mich so an, junger Herr?“

„Ich dachte eben darüber nach, Umana,“ antwortete ich, „weshalb Du heute so bleich bist und aussehst, als wärest Du von einer langen schweren Krankheit aufgestanden.“

Schnell wandte sie ihr Gesicht von mir ab, und die Augen sendend, flüsterte sie:

„Und ich wollte Sie dasselbe fragen, junger Herr, aber ich hatte nicht den Muth dazu. Sie schauen aus, als wären Sie sehr krank gewesen. Doch vielleicht waren Sie auch krank?“ fügte sie schnell hinzu. „Ich sah Sie ja eine ganze Woche nicht.“

Bei diesen Worten wandte sie ihr Gesicht mir wieder zu, und dasselbe verrieth so große Unruhe und so süße Theilnahme, daß ich mich nicht länger beherrschen konnte; ich ergriff ihre Hände und presste sie an meine Rippen. Umana entriß mir mit dem Aufgebot all ihrer Kräfte ihre Hände, rückte etwas von mir fort und rief mit zitternder Stimme:

„Was thun Sie, junger Herr? Das ist nicht gut. Sie schmerzen mit mir, und mir thut es hier so wehe,“ fügte sie leise hinzu, indem sie die Hand aufs Herz drückte.

„Umana, sage das nicht!“ antwortete ich tief bewegt. „Ich scherze nicht, nein, ich liebe Dich, mein süßes Täubchen.“

Das Wort „ich liebe“ entfloß meinen Lippen und brachte mein Blut in Aufruhr, welches mir zum Herzen strömte und den Athem in der Brust raubte; aber kaum hatte ich das Wort ausgesprochen, als ich selbst darüber erschraf. Das erste Mal sprach ich es zu einer Frau, ich, der ich meinte, daß ein solches Wort mir niemals entschlüpfen könnte. Eine Weile schien es mir, als wäre ich von dem Laut meiner eigenen Stimme be-

Es geht, o Gott, dich fort zu sein in der geistlichen Welt. Ich bin ein armer Mensch, aber ich will mich bemühen, dich zu lieben und zu dienen. Amen.

täubt. Mein ein schwerer Seufzer Alanas weckte mich aus meinem Sinnen; schnell sprang sie von der Erde auf, bedeckte ihr Gesicht mit ihren Händen und weinte. Bei diesem Anblick verlor ich meine Fassungskraft und vergaß Alles rings um mich her; ich zog ihre Hände vom Gesicht, welches von Thränen überströmte war, legte meinen zitternden Arm um ihr Schulter und drückte ihren Kopf an meine Brust.

„Warum weinst Du, Alana?“ flüsterte ich, mich zu ihr neigend. „Liebst Du mich denn nicht? Ist es Dir nicht recht, wenn ich neben Dir weile und Dir sage, daß ich Dich liebe? Fürchtest Du Dich vor mir, Herzgeliebte? O, ich fürchte Dich nicht, ich werde Dich schützen vor den Leuten, schützen vor mir selbst! Nein, Du sollst nicht leiden, lieber will ich selbst leiden. Weine nicht, sieh mich an und sage mir, daß Du mich liebst!“

Alana schluchzte, schaute mir ins Gesicht und antwortete mit kaum hörbarer Stimme:

„O, Du mein Alles!“

„Wann ließ sie ihren Kopf wieder ruhig an meine Brust sinken, und die Thränen flossen ihr ruhig und langsam über die Wangen. Ich schaute auf das Mädchen, welches jetzt an meiner Brust lag, wie auf ein Heiligthum nieder, und während ich meine brennenden Lippen auf ihre weichen Haare drückte, preßte ich ihre Hände gegen meine Schläfen. Ich weiß nicht, wie viel Zeit verflossen war als sich Alana endlich sanft aus meiner Umarmung losmachte, sich aufrichtete und mit einem unbeschreiblichen Blicke lange mich ansah.“

„Warum weinst Du, Alana?“ fragte ich leise, ihre beiden Hände ergreifend.

„O junger Herr, wie könnte ich schildern, was in mir vorgeht! Es kommt mir vor, als wäre ich im Himmel und in der Hölle zugleich. Als ich Sie das erste Mal sah, es war damals, als sich Maria den Kopf verwundete, da schien es mir, als öffnete sich der Himmel vor mir, und ich glaubte, ich müsse Sie kennen, ich meinte, ich hätte schon von Ihnen geträumt. Als das Herz lieben wollte und Niemand hatte, den es liebte, und Sie damals mich anbeteten, da war es mir, als müsse ich Ihre Stimme schon gehört haben. Ich weiß nicht, wo und wann, vielleicht damals, als ich einsam in das Wasser schaute und an den schönen Königssohn dachte, von welchem das Märchen erzählt. Allein später erinnerte ich mich, daß Sie sich nicht für mich eignen, daß Sie Scherz mit mir treiben, mit mir, der armen, verlassenem Waise und ich wollte Sie deshalb niemals ansehen. Es that meinem Herzen wehe, daß ich Ihnen vielleicht zur Kurzwel dienen sollte. . . . Und heute sagen Sie mir, daß Sie mich lieben. Möge Ihnen Gott die Wonne vergelten, junger Herr, welche Sie durch dieses eine Wort mir bereitet haben! Aber jetzt thut es hier wieder sehr, sehr wehe.“

[Fortsetzung folgt.]

[Nachdruck verboten.]

Ein dichtender Eskimo.

Von J. Carssen, Kopenhagen.

Noch vor etwa acht Jahren konnte Professor Boas, ein geborener Westfale, nach seinem zweijährigen Aufenthalt in Grönland über dessen Literatur nichts weiter mitbringen, als einige Märchen und Sagen, die sich an sehr kindliche Vorstellungen unkultivirter Völker knüpften. In diesen Märchen spielten Hunde, Eisbären und Walrosse, Nerze und Pfeile, eine Corona von Fackeln und dergleichen Dinge, die Hauptrolle, die primitivste Phantasie schuf sich Fabelwesen von Götzenbildern: — von einer Idee höherer Vorstellung im Sinne wirklicher Poesie fand sich keine Spur, sei es, daß jene Aufzeichnungen, die mir jetzt vorliegen, damals noch nicht ausgeführt worden, oder daß sie verborgen, erst später in die Hütte eines Eskimos gelangten, der sich an Bord eines Walfischfängers bereits einen Begriff von Druck und Schrift erworben, und das kleine schmuckige Buch mit den Poesien, die in finnischer Sprache niedergeschrieben, den Händen des englischen Kapitäns John Johnes vom „Swallow“ übergab.

Ueberschrieben ist das Heft „Wariwirois Träume“; doch muß dies ein selbstgewählter Name sein, denn der Eskimo, der dem Kapitän das Heft übermittelte, kannte Niemand, der so hieß. Das Wort Wariwiroi bedeutet „Sohn des Schneelandes“: vermuthlich war der Verfasser ein noch junger Grönländer, der Dienste auf fremden Schiffen that, mehrere Jahre in Finnland als Kosak lebte und in der Fremde erkrankte und starb. Man nimmt an, daß das kleine Heft mit anderen Dingen aus dem Nachlaß des Verstorbenen an einen Verwandten in der Heimath

zurückging, das wäre wohl vor ungefähr 6—8 Jahren gewesen, doch war Gewisses nicht festzustellen, weder über Zeit noch Ort, noch Verfasser.

Allerdings ist es eine Art poetischer Lizenz, diesen „Sohn des Schneelandes“ einen Dichter zu nennen, wenn man sich nur an Form und Technik seiner Verse halten will. Nur der Gedanteninhalt rechtfertigt dies Prädikat, zumal in einem Lande, wo es noch nie die Spur eines Dichters gab, wo der Kampf um das nackte, ärmliche Leben keine höhere weisevolle Stimmung aufkommen läßt, denn in einem Lande, in dem keine Blume gedeiht, blüht auch nicht die Götterblume der Poesie, und es ist bezeichnend, daß die erstarrte Phantasie unseres „Dichters“ erst in milderem Klima aufthauete, daß der „Sohn des Schneelandes“ erst unter wärmerer Sonne seine poetischen Gedanken fand.

I.

Ein weiter Weg, den Wariwiroi geht, lange, lange über den Schnee. Er ist festgefroren, der helle Schnee, er klirrt, wenn Wariwirois Fuß ihn anstößt. Dampf leuchtet die Mitternachts-sonne, ihr gelber Brand macht das weiße Land nicht warm, viele Schritte machen Wariwirois Füße, ehe sie an ein Dorf kommen. Lange Stunden hörte sein schmerzgendes Ohr nichts, als knackendes Eis, stürzenden Schnee, den Ruf der Dommel vom fernen Ufer des Quallsen — nun bellen Hunde, ihre heisere Stimme kündigt die Nähe von Menschen, das Krusten der Rennhiere läßt an einen warmen Trunk denken, an eine Hütte, an viele Hütten: darin Männer und Frauen, Knaben und Mädchen, darin sie, die mein Weib werden soll, in einem Lande, das die Sonne wärmt.

Sie kocht mir das Mahl!

O mein Weib,

Sie füllt mir den Glaspokal!

O mein Weib,

Frei vom ewigen Belz des Gethiers,

Frei vom ewigen Schnee des Reviers,

Bist Du, o mein Weib,

Du blasse, kalte Rennhierhirtin!

In dieser Regelhütte ist ihr Aufenthalt, dort suche ich sie — ich schiebe den steifen Vorhang aus Eisbärenfellen fort von dem Schluß des Eingangs, da steht sie, die ich holen will in mein Glück. Sie wird erst schneeweiß, dann roth wie der Lichtstrahl vom Thranbrand an der Decke, dann weiß wie der Tod.

„Sei gegrüßt, Du Gute, ich habe an Dich gedacht.“

„Wenn ich schlief und träumte, wenn ich aufgewacht.“

Sie sagte still:

„Dank, daß Du mein gedacht.“

„Auch ich sprach von Dir in mancher Nacht.“

Aber meine Hand faßte sie nicht! Eine andere Hand faßte mich, — das war Ole-Ei, der kluge Alte, der die vierzehn Rennhiere hatte.

„Wariwiroi, auch ich hab Dein gedacht

„Mit meiner Frau so manche Nacht!“

Da erst faßte sie meine Hand, sie, die kluge Frau von Ole-Ei. Aber dieser Druck wärmte nicht. Mich wärmte nicht die heiße Stutenmilch, nicht der brennende Herd nicht die Deckenlampe. Und so kalt war meine Junge, daß ich nicht sprechen konnte, nicht klagen, daß sie eines anderen Freundes Weib geworden war, so kalt war ich von den Sohlen bis zu den Haarpitzen, nur meine Augen brannten.

Lange, lange ist Wariwiroi über den Schnee gegangen, einen weiten Weg! —“

II.

„Ich bin auf den Schollen, um unter dem Eis Fische zu fangen. Mein starker, großer Bruder ist bei mir. Wir hatten eine Stunde lang mit der spitzen Art in das steinharte Eis hinein. Spähne flogen auf, wie bunte Steine im Sternlicht, aber tief ist die Platte, noch tropft es nicht vom Stiel des Gadbeils.“

Ein Eisbär trabt über die ferne Fläche, er wittert Menschenschweiß. Fester hält mein großer starker Bruder die Art, fester blickt sein Auge, und auch meine Sehnen schwellen an. Mit rauchender Zunge kommt der Bär heran, aus seinen Nüstern qualmt es wie weißer Nebel — nun ist er uns nahe, todesnahe, aber unser Tod ist es nicht. Hol, mein großer starker Bruder, stoß ihm die lange Eisenstange in den offenen Rachen, als der große Unhold sich aufrichtet, ich schlage mein Beil in dein rechtes Auge. Hol schwingt sein Beil in das linke Auge hinein, der



Niese stürzt, er fällt — noch eine kurze harte Arbeit, und er ist nicht mehr am Leben.

Von den Schollen stürzt sich ein Rudel Seehunde, die mit ihren sanften Mädchenaugen erschrocken zusehen haben, wie viel mächtiger Menschenzorn als Thierwuth ist. Heute wollen wir keine von ihnen fangen, ihr Fleisch ist schwer, wir gebrauchen leichtes Fischfleisch, eine kranke Frau wartet auf leichtes Fleisch. In der Hütte meines großen starken Bruders Nol liegt sie krank, aber in wenigen Tagen wird, sie wieder die Kennthierhuten melken und gesund sein, sie wird gedeihen wie der kleine Knabe, den sie vorgestern geboren hat. — Heute mußten wir den Eisbären tödten, weil er uns angriff — wir greifen heute Niemand an — wir brauchen unsere ganze starke Manneskraft, um das Eis zu durchbrechen, denn wir wollen Fische fangen, für Nols kleine kranke Frau.

III.

Hochzeit! — Kall führt Kalli in sein Zelt! Bärenschinken, Kwag und Meth in vielen Krügen, Brot aus Buchweizen, Seehundbraten, hundert gebratene Möven! Große Kobbenhäufen sind die Sitzplätze, mehr als zwanzig Gäste kommen zu Kall und Kalli!

Taufe bei Kall und Kalli! —

Und dann ein Begräbniß bei Kall — Kalli ist todt, ihr Kind ist todt. —

Hochzeit! Kall führt Mora in sein Zelt. —

So lebt man, so stirbt man . . .

IV.

„Warum hat Wigdo der Starke seine Frau gefodtet? Mit einer Art hat er sie erschlagen, ihr rothes Blut besprengt den weißen Schnee. Wigdo ist gut, aber schlecht war die Frau vom guten Wigdo.“

Aus weiter Ferne, aus heißen Ländern, wo rothe und grüne Blumen blühen, kamen Walfischfänger und sie tauschten von Wigdo Kobbenfelle und Bärenfelle, sie tauschten gegen Geld die Walfischrispen ein, die Wigdos Regelhütte zierten, und sie gaben der Frau eine Schnur von bunten Glasperlen, die blühten in ihrer Hand wie rothe und grüne Blumen.

Und der sie ihr gab, lachte wie ein Engel, ob er auch das Herz eines bösen Hundes hatte. Bei Nol, meinem großen starken Bruder blieb er krank liegen, als sein Schiff weiter fuhr, Wigdo ging fort mit dem Schiff, für den kranken Falschen trat er ein.

Er lachte, als er ging — er lachte nicht mehr, als er heimkehrte. Denn falsch war auch sein Weib — sie stand vor der Hütte und wartete auf den, der schon längst gesund war, der ihr die blühenden Perlen gegeben. Und als nicht er es war, den sie in Sünde erwartete, erschrak sie und fiel um vor Entsetzen.

Wigdo hob die Art:

„Auf wen hast Du gewartet?“

Da sagte sie im Banne des Schreckens: „Auf den, der mein Liebster ist!“

Darum hat Wigdo der Starke seine Frau erschlagen, darum hat ihr rothes Blut den weißen Schnee besprengt. Wigdo war gut — jetzt ist Wigdo nicht mehr gut vor den Anderen — aber ich sagte ihm: „Du hast Recht gethan!“

V.

Sterne am Himmel oben,
Unten Sterne im Schnee,
Sterne sind Menschenaugen,
Überall Sterne!

Blut ist herum um die Sonne,
In Deinen Lippen ist Blut,
Blut ist an meinen Händen,
Überall ist Blut!

* * *

Ich kann hier nur wenige Uebersetzungsproben des grönländischen Dichters geben; denn — trotzdem ein Theil des Buches unendlich klar, man möchte sagen, realistisch klar geschrieben erscheint, ist so viel Mystisches, Umschreibendes, „hineingeheimnist“, daß jeder Versuch der Interpretation scheitern muß. Dieses Wenige versuche ich wortgetreu wiederzugeben, auch die paar Verse, die da und dort eingestreut sind.

Diese Proben dürften genügen, um den Beweis zu geben, daß auch in den Eis- und Schneeregionen des Nordens noch die Menschenherzen ganz so warm in Hasen und Lieben

schlagen, wie in unsern südllichen Gräben. Und was jetzt noch spärliche und rohe Ansätze sind, wird eine nicht zu ferne Zukunft vielleicht zu reicherer Gestaltung und Fülle heranreifen lassen. —

Allerlei.

Die Frau im Reiche des Halbmonds. Am Beiramtage eignete sich, wie dem „Berliner Lokal-Anzeiger“ aus Konstantinopel geschrieben wird, im dortigen Kaiserlichen Palast ein Fall, der seither viel besprochen wird, und den Eindruck machte, als wolle man den Versuch wagen, die türkische Frau von ihrer bisherigen Stellung zu erheben, und ihr den ihr zukommenden gesellschaftlichen Rang nicht länger vorenthalten. Der Sultan beschied nämlich gleichzeitig mit dem Minister des Innern, Memduh Pascha, auch dessen Frau und zwei Töchter, Melek und Melahat Hanum, in den Palast und verlieh dem Pascha den Großcordon des Osmanie, und den Damen, die im Kaiserlichen Harem empfangen wurden, den Chefalat-Orden. Es ist dies das erste Mal, daß ein Türke mit seiner Frau öffentlich erschien. Ob es für die Folge so bleiben wird, ist abzuwarten. Vor der Hand spielt die Frau gesellschaftlich noch gar keine Rolle. Dem Aufselmann steht es ja auch frei, seiner Frau jederzeit die Thür zu weisen, ohne dafür Rechenschaft geben zu müssen. Es ist daher begreiflich, wenn die Mohamedanerin Alles anwendet, um ihrem Gelieter zu gefallen, und bei dem herrschenden System der Vielweiberei mangelt es nicht an Eifersüchtigen, die häufig zu Pantoffelschlächten führen. Ob man auch von diesen Gepflogenheiten künftig abweichen wird bleibt abzuwarten. Die Türkin hat — geringe Ausnahmen abgerechnet — keine Bildung; Pug, Schmutz und nüchtere Kleinigkeit, hie und da das Lesen recht schlüpfriger französischer Romane bilden ihre einzige Beschäftigung. Es giebt Paschafrauen, die am Bosphorus wohnen, ohne zu wissen, daß derselbe Europa von Asien scheidet. „Wozu“ — äußerte sich jüngst ein reigendes Paschaböchterchen zu ihrer deutschen Erzieherin — soll ich mich mit Geographie und Geschichte befassen? Papa ist Pascha und Mama hat ja auch nichts gelernt und wenn ich mich verheirathe, brauche ich dies doch nicht! Nach türkischen Begriffen mag die junge Dame Recht haben; denn ist sie einmal verheirathet, dann hat sie ja keine Gelegenheit mehr, durch Kenntnisse zu glänzen. Der Türke liebt dergleichen europäische Eigenschaften an seiner Frau nicht, für ihn ist sie nur eine Augenweide. Der Harem schließt die Frau von der Außenwelt ab, ihr Verkehr beschränkt sich mit geringen Ausnahmen nur auf türkische Frauen, die mit ihr auf gleicher Bildungsstufe stehen. Selbst die christlichen Levantinern erheben sich kaum über dieses Niveau. Pug, Matich, Cigaretten und Kaffee sind die Lieblinge des ganzen Seins der orientalischen Frau, die, von Kindheit daran gewöhnt, nichts Anderes kennt. Aber es giebt auch Mohamedanerinnen, die abendländische Bildung besitzen, fertig deutsch, englisch, französisch, italienisch und griechisch sprechen, zum Zeitvertreib russisch lernen und Homer in der Ursprache lesen. Dafür werden sie aber als Abtrünnige betrachtet und gemieden. Noch eine Spezies giebt es unter den türkischen Frauen; das sind Abendländerinnen, auch Deutsche, die Türken ehelichen. Glücklicherweise aber keine geworden; denn sie muß ihr Leben den Vorschriften des Islams anpassen, den einigt ihr liebgewesenen gesellschaftlichen Verkehr gestattet ihr der Türke nicht. Von dem Momente an, wo sie den Harem betreten hat, hören ihre verwardtschaftlichen Beziehungen zu Nichtmuselmanen auf, der Mann darf ihr bei aller Zuneigung zum Weibe seiner Wahl keine Erleichterung gestatten, um nicht selbst in Acht und Bann zu gerathen. Er darf sich mit seiner Auserkorenen nie öffentlich zeigen, sie bleibt fortan eine Gefangene, von den Argusaugen des Haremswächters und der fanatischen Nachbarschaft streng überwacht. Und gerade deshalb hat der Besuch Memduh Paschas mit Frau und Kindern im Kaiserlichen Palaste eine begreifliche Aufmerksamkeit erregt, weil diese Neuierung von allerhöchster Stelle ausging und vielleicht den Antritt einer neuen Aera bedeutet, die den türkischen Frauen wohl auch seitens ihrer im glücklichen Westen lebenden Mitgeschwestern von Herzen gegönnt werden dürfte.

Vom Büchertisch

Das Apfel- und Birnbäumchen im Topfe, in Busch und Spindel form. Für Garten- und Richtgartenbesitzer, bearbeitet und dem Obibaureverein zu Merschleben gewidmet von C. u. N. Wähz. Im Selbstverlage von N. Wähz in Schönebeck a. Elbe.

Kann Hofprediger Stöcker Parteiführer sein? Alte und neue Charakterzüge Adolph Stöckers als Beantwortung der obigen Frage von einem Eingeweihten. Preis 50 Pf. Verlag von Wilhelm Müller in Berlin.

Adademische Blätter. Verbands-Organ der Vereine deutscher Studenten. 10. Jahrgang. Nr. 24. Im Selbstverlag des Herausgebers (Dr. Wendland) in Berlin.

Das Wohl des Kindes. Häusliche Gesundheitspflege des Säuglings und der Kinder in den ersten Lebensjahren. Von Univ. med. Dr. F. K. in Wien. Verlag der Wiener Mode in Wien, Berlin, Leipzig u. Stuttgart.

Verantw. Redakteur: Dr. Heinrich Rube. Rotationsdruck und Verlag von Otto Lohle Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.